



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

L., H.: Leipziger Briefe.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Leipziger Briefe.

### I.

Prätudium. — Neumann über China. — Ulrich von Hutten, von Bürck. — Ze-  
suiten; Köberle und Julius. — Jahrbuch des deutschen Elements in Ungarn. —  
Neueste Belletristik; Erschienenes und Erscheinendes. — Schriften von Ed. Boas.  
— Eine dunkle That von Schücking. — Louise Mühlbach und Caroline von Söh-  
ring. — Sybille, von Gräfin Hahn-Hahn.

Sie meinen, verehrter wandernder Redacteur, ich säße so zurück-  
gezogen und einsam fest in der leipziger Vorstadt und erhalte und er-  
kaufte so viel Bücher, und verwendete so viel Zeit auf Lectüre, daß  
es Ihren Lesern von Interesse sein müßte, wenn ich periodisch und mit  
kurzen Worten das schilderte, was ich gelesen. Wichtiges würde ich  
mir ja nicht entgehen lassen, und das recensirende Erzählen sei mir ja  
doch ein Bedürfniß. Man räume damit auf äußerlich und innerlich, auf  
den Büchertischen und im Haupte.

Erwarten Sie nur nichts Systematisches: das Laufende eignet sich  
nicht dazu. Erwarten Sie auch nichts Vollständiges: wir erfahren immer  
erst nach Jahren, was voll geworden ist und was Stand gehalten —  
soll doch endlich auch das Literaturblatt des Morgenblattes mit seiner  
heftig ausziehenden Vollständigkeit an ungenügender Theilnahme des  
Publicums zu Grabe gehen. Und erschrecken Sie nicht, wenn ich zu-  
weilen und gleich zu Anfange in literarisch ganz unfruchtbare, entlegene  
Gegenden mich verliere. Ich befinde mich eben in China, an der Hand  
eines ungemein kundigen Führers: Karl Friedrich Neumann ist  
der Name desselben. Sie wissen, daß er in München wohnt und daß  
die vortrefflichen Berichte über das himmlische Reich in der Allgemeinen  
Zeitung von ihm herrühren. Er hat soeben in einem Bande die „Ge-  
schichte des englisch-chinesischen Krieges“ herausgegeben, und ich kann  
Sie versichern, daß dies Buch ein außerordentliches Interesse gewährt.  
Ich möchte sagen, das Interesse eines Romans, wenn dies für solide  
Leser nicht zweideutig klänge. Nicht die Phantastie des Autors, aber  
eine für uns phantastische Wirklichkeit gibt den romanartigen Reiz.  
Und Neumann, der an Ort und Stelle gewesen, schildert nicht nur  
lebendig, sondern er schildert von dem Hintergrunde unsres deutschen

Standpunktes. Dadurch entsteht die oft witzige und immer lehrreiche Wirksamkeit seiner Schilderung. Es ist gar zu überraschend, oft blitzartig erschreckend, wenn die unwandelbaren Grundsätze des Mittelreiches gewissen Grundsätzen eines uns nahe stehenden Reiches ähnlich lauten und in der Stunde der Prüfung kraftlos zerbrechen. „Eine genauere Kenntniß der Geschichte des Mittelreichs und seiner Institutionen,“ sagt Neumann sehr richtig im Vorworte, „scheint in unsern höchstbewegten Zeiten, abgesehen von ihrem eignen selbständigen Werthe, selbst ein praktisches, ich möchte sagen ein vaterländisches Interesse darzubieten. Es zeigt nämlich die Geschichte China's und aller Länder seines Cultureystems, wie thöricht es ist, die Macht eines Staates einzig und allein auf einer äußerlichen mechanischen Ordnung, auf veraltetem Herkommen und auf einer geistlosen, gewinnsüchtigen Industrie aufbauen zu wollen. Es lehrt diese Geschichte, daß Derjenige seinen eignen Untergang vorbereitet, welcher glaubt, die selbständige, ewig Neues gestaltende Geisteskraft und die sich maßgebende moralische Ueberzeugung entbehren zu können.“

Daß wir nun auch grade dem beliebten Symbole, dem Zopfe in größter Ausbildung hier begegnen, das erhöht den witzigen Eindruck. Ich kann mir nicht versagen, einige Gedankenpunkte des Chinesenthums auszuzeichnen für unsere Erbauung.

„Von einem Schöpfer im biblischen Sinne des Wortes, von einer Schöpfung aus Nichts“ hat man in China nie etwas gewußt. „Alles wird aus dem Urgethüme, der Himmel sowohl wie die Erde, der Mensch und die übrigen Wesen.“ Da gibt's kein Paradies, keinen Sündenfall; der Mensch entwickelt sich von der Thierheit auf frei, und bringt es doch, wie mit Paradies und Sündenfalle, zum System des Despotismus. Nicht historisch, wie anderswo, sondern logisch. Tugend und Gerechtigkeit heißen die Grundpfeiler des Staates — klingt dies nicht verführerisch? Aber was wird aus Tugend und Gerechtigkeit, wenn das jedem Menschen „angeborene Streben nach Aus- und Fortbildung, nach Neuem und Ungewöhnlichem gebannt und bis in's Einzelne mit eiserner Folgerichtigkeit entfernt gehalten wird?“ Keine Veränderung, selbst nicht im Unscheinbarsten! das hat Tugend und Gerechtigkeit zu hohlen, lügnerischen Worten, das Volk zu einem seichten, äußerlichen, in Wahrheit nichtigen Volke gemacht. „Die Freiheit unserer gelehrten Republik,“ sagt der chinesische Jesuit P. Ko, „ist blos Gnade; der Drache des Gesetzes verfolgt das Talent und das Genie auf ihren glänzendsten Flügen; das Schwert des Gesetzes, das über

ihrem Haupte schwebt, trifft sie bei der geringsten Abweichung von der vorgeschriebenen überlieferten Norm.“

„Das Hanlin, zu Deutsch der „„Pinselwald,““ oder das oberste Schreibercollegium, ist keineswegs, wie fälschlich behauptet wird, eine Akademie im europäischen Sinne des Worts; es ist keine von Herrscher- und Beamtenlaunen unabhängige wissenschaftliche Anstalt, welche sich unter den Würdigsten des Landes ihre Genossen auswählt. Im Gegentheil, die Mitglieder der Behörde werden unmittelbar vom Fürsten selbst geprüft, und wenn ihre sogenannten Kenntnisse und Ansichten Beifall erhalten, wenn sie sich durch unbedingte Anhänglichkeit an die höchste Person auszeichnen, allergnädigst zu Mitgliedern ernannt. Das Hanlin ist eine Regierungsbehörde wie jede andere, sie führt die oberste literarische Polizei im Lande und bildet eine Art Censurgericht. Die Provinzialgelehrten, welche ihre Werke auf kaiserliche Kosten gedruckt wünschen — einen Ehrensold kennt man in China nicht und die Sprache hat kein Wort dafür — senden sie nach Peking, wo das Hanlin bestimmt, ob sie dieser Auszeichnung werth sind oder nicht.“ Das Resultat zeigt, wohin solche gründliche Aufsicht führt: Es entsteht nichts mehr und Erstarrung und Tod sind die Folge. „Auch müssen sich diese immer noch verdächtigen Gelehrten des Hanlin in allen ihren Verrichtungen mit den Präsidenten der Sittenbehörde oder des Cultusministeriums benehmen, welche darüber wachen, daß jede freie Bewegung unterdrückt und blos nach den herkömmlichen geistlichen Formen, nach der landesüblichen Liturgie gehandelt werde.“

Eine merkwürdig psychologische Aufgabe bieten die wenigen Chinesen dar, welche im Gegensatz zu der allgemeinen Feigheit, dem natürlichen Ergebniß eines seit Jahrtausenden despotisirten Landes, mit einem gewissen Heroismus sich die Kehlen abschnitten bei dem Siege der Engländer. Es ist dies der Heroismus der formellen Verzweiflung. Hinter ihnen der Herr, welcher die Niederlage auch noch züchtigen wird, vor ihnen ein barbarisches Element, welches sie ihrem ganzen Gedankenkreise nach verachten müssen und welches sie doch unwiderstehliche Macht entwickeln sehen. Die Welt ist verrückt, hinweg aus ihr! ist ihr natürlichster Schluß, und wer noch einen Rest moralischer Thatkraft besitzt, schneidet sich die Kehle ab.

Retten wir uns zu einem tröstlichen Gesichtspunkte, der uns glücklicher Weise näher liegt. Da ist ein Buch mit einem gepanzerten und mit Lorbeer bekränzten Ritter. Das ist ein guter, sehr antichinesischer deutscher Ritter, Namens Hutten.

August Bürck hat in einem Bande eine Lebensgeschichte Ulrich's von Hutten gegeben und zwar in der Absicht, ein populäres Buch zu liefern. Ob ihm dies in ganzer Ausdehnung des Wortes gelungen sei, müssen wir vom Urtheile des Populus, heutiges Tags Publicum genannt, erwarten. Die gewisse Kraft, welche einschmeichelnd und nachdrücklich zugleich Popularität zu gewinnen pflegt, ist Bürck nicht grade eigenthümlich, aber er ist ihr in diesem Buche näher gekommen, als in irgend einem frühern, besonders durch ein sehr anerkennenswerthes Streben nach Einfachheit. Die Art der Quellenbenutzung ist etwas wunderbar, insoweit von Quellen die Rede ist, welche das Hutten-Thema schon zu einem schiffbaren Flusse gemacht haben. Er läßt nämlich Ranke, Hagen, Meiners u. oft wörtlich sprechen und zeigt uns durch beigefügten Namen des Historikers an, daß er hiermit die Ansicht eines Andern zu der seinigen mache. Demgemäß sagt er denn auch im Vorworte, daß er nicht mit fremden Federn glänzen wolle, indem er ihnen hier und da eine andere Färbung zu geben suche, daß er aber auch den als tüchtig erkannten Ausdruck nicht paraphrasiren möge. Ich fürchte nur, die Einheit des Buches leidet darunter ein wenig und mit ihr der größere Eindruck, welchen es machen kann, sobald die ganze Darstellung aus der Persönlichkeit des Autors hervorströmt. Wenn also die Ansichten Ranke's, Hagen's u. über Hutten von Bürck nicht bloß eingestreut, sondern durch dessen Auffassung und eigne Wiedergabe vermittelt würden, so wäre ein weiterer Schritt zur Popularität gewonnen. Das Publicum ist indessen vielleicht der Meinung, es sei wünschenswerth, dergestalt in Kürze und den Hauptpunkten die Ansicht berühmter Historiker unverändert mitgetheilt zu erhalten, und damit gibt es dem Herausgeber Recht. Der schön gedruckte, übersichtlich und interessant abgetheilte Band ist jedenfalls eine willkommene Gabe, doppelt willkommen in einer Zeit, welche die Streitfragen Hutten's allesammt wieder in brausende Bewegung gesetzt hat.

Jesuiten. Eine historische Ergänzung nach entgegengesetzter Seite bietet ein anonym erschienenes Bändchen mit folgendem Titel: „Das Innere der Gesellschaft Jesu. Eine durch Documente des Ordens gegebene Darlegung der Erziehung, Bildung, des innern Ganges, der Verwaltung, des Bestandes und der Wirksamkeit der Gesellschaft in unsern Tagen.“ Ich weiß von dem Verfasser, daß er viele Jahre bloß darauf verwendet hat, das Institut der Jesuiten durch eigne Anschauung kennen zu lernen, daß er zu dem Ende in fremden Ländern, namentlich in Frankreich, soweit es möglich war, in die Häuser der

Jesuiten eingedrungen ist, und daß wir von ihm ein ausführliches Buch über dies Thema zu erwarten haben. Bei den Lesern der Grenzboten ist besondere Aufmerksamkeit vorauszusetzen. Sie haben die pikante Wendung gesehen, welche Julius, jetziger Redacteur der Berliner Zeitungshalle, dem Thema zu geben wußte, und haben die interessanten Mittheilungen Köberle's gelesen. Der anonyme Verfasser dieses nur wie ein Botschafter vorausgesendeten Bändchens hat ein ganz anderes Verhältniß zu der Frage: Was sind eigentlich die jetzigen Jesuiten? „Diejenigen, welche Wahrheit geben konnten,“ sagt er, waren zu sehr Partei, die sie geben wollten, waren zu wenig unterrichtet. Aus der neuern Gesellschaft sind wenige gegen sie zeugende Schriften hervorgegangen, denn die beiden Mittheilungen über das Collegium St. Michael zu Freiburg und über das Noviziat zu St. Acheul bei Amiens haben, letztere nicht genug Autorität und tiefere Kenntniß der Gesellschaft selbst, erstere nicht die erforderliche Ausdehnung, um einen Ueberblick über das Ganze zu geben. Die bloßen Parteischriften, wie sie aus mancherlei Ansichten in Deutschland und Frankreich erzeugt sind, können nicht in Betracht kommen, da sie außer den eignen Meinungen der Verfasser keinen Werth besitzen; die von der Gesellschaft selbst veröffentlichten sind zur Gewinnung möglichst vieler Gunst geschrieben; die von ihren Freunden leiden an den Mängeln beider Parteien, obschon sie in der Regel behaupten, frei von aller Rücksicht zu schreiben. „Ja“ setzt er hinzu, „die bloße, selbst gründliche Kenntniß des Instituts genügt dazu nicht; denn wer kann behaupten, was in diesem geändert worden, was außer ihm liegt, wer kann den eigenthümlichen Geist in seiner so seltsamen Lebensäußerung erfassen aus dem bloßen Buchstaben. Es wird immer nur der hineingebrachte Geist sein, nie aber der ursprüngliche oder geltende. Hier nur setze ich den Inhalt der nachstehenden Blätter hin. Ich will die Gesellschaft Jesu rein, auf sie selbst mich stützend, hinsetzen, wie sie ist, wie ich sie verstanden habe. Thatsachen, ruhige Wahrheit, der nackte Gang des lebenden Instituts ist mein Zweck, von jedem fremden Einflusse mich bewahrend, werde ich nur in leichten Andeutungen nothwendige Aeußerungen meiner Ansicht einflechten. Wahrheit, das von beiden Parteien zur Losung erhobene Wort, wohlan! ich gebe sie. Ich gebe sie, ohne einen Anspruch auf andere Bedeutung als die, das von mir mit schweren, selbst ungewöhnlichen Opfern Errungene zu richtiger Feststellung der öffentlichen Meinung und zur Aufhülfe auf den einzig richtigen Standpunkt parteiloser Erkenntniß verwendet zu haben.“

Die Leser mögen nicht besorgt sein, daß ein also verlaufenes Buch am Ende gar jesuitisch für die Jesuiten geschrieben sei. Der Verfasser ist ein ehrlicher Norddeutscher, und schon dieser vorläufige Band schließt nach Mittheilung der statistischen Daten in seinen Schlußbetrachtungen dahin ab, daß er — der Abneigung gegen die Jesuiten Recht gibt.

Dieser Daten halber ist allerdings dieses Bändchen von außerordentlicher Wichtigkeit.

Das kann ich von einem „Jahrbuche des deutschen Elementes in Ungarn“ nicht sagen, welches „mit Originalbeiträgen namhafter Schriftsteller“ von Karl Maria Benkert so eben herausgegeben worden ist, und eine literarische Verbindung und Vermittelung zwischen den Deutschen und Magyaren errichten soll. Zu dieser dankenswerthen Aufgabe ist es in keiner Weise angethan, nicht in der Auffassungsfähigkeit des Herausgebers, nicht in den Beiträgen. Letztere erscheinen zusammengerafft, ohne irgend ein vereinigendes Princip und von grell ungleichem Werthe. Die Einleitung des Herausgebers aber, burschikos und lebendig, fährt an den entscheidenden Punkten, innerhalb welcher Trennung oder Vereinigung entschieden werden muß, windig vorüber. Das Thema ist ein ungemehin schwieriges, da die Berechtigung der Magyaren unsern Landsleuten gegenüber eine viel stärkere ist, als die der Slaven in Ländern, welche seit Jahrhunderten Deutschland einverleibt, mit lediglich deutscher Cultur und zur Hälfte mit deutschen Bewohnern angefüllt sind. In Ungarn kann es gründlicher Bildung nur langsam gelingen, dem deutschen Elemente eine tüchtige Stellung zu verschaffen, eine Stellung, tüchtig für die Magyaren und tüchtig für uns, die wir eine organische Verbindung bis an's schwarze Meer mit allen Kräften erstreben müssen. Solch ein deutsches Element, welches sich in deutscher Sprache magyarisch geberdet, kann uns nicht im Geringsten nützen und wird auch in seinem läuderlichen Style den Magyaren von keiner Bedeutung sein. Das Beste was es zu Stande bringen kann, wäre eine Anregung für die Deutschen in Ungarn: einen gründlichen literarischen Mittelpunkt in einer Monats- oder Vierteljahrschrift zu suchen, damit die schwierige Stellung des deutschen Elementes ein Organ für Speculation und Verständigung gewänne.

Silen wir zu organisirten Schöpfungen, die in ihrem Kreise abgeschlossen sind und deren Betrachtung erspriesslicher ist. Die letzten

Monate haben manches Werthvolle gebracht. Darunter die ersten zwei Bände einer gesammelten Ausgabe „Schriften“ von Eduard Boas, ein neuer Roman der Gräfin Hahn, ein Roman von Schücking. Eine Dame, Caroline von Böhren, tritt zum ersten Male auf mit einem Roman in zwei Bänden, Johannes Scherr, den ich nur als kritisch historischen Darsteller neuerer Literatur gekannt, desgleichen sein „Prophet von Florenz“, welchen er Wahrheit und Dichtung nennt, ist zwar der Jahreszahl nach schon im vorigen Jahre erschienen, er hat aber wohl unter der Fluth das Schicksal gehabt, neu, das heißt unerört zu bleiben. Louise Mühlbach bringt in drei Bänden einen „Roman in Berlin“, Nordmann, ein neu hervortretender solider Oesterreicher, ein Novellenbuch in zwei Bänden, Ludwig Storch die erste Abtheilung seines „deutschen Leinwebers“ unter dem Titel: „Philipp von Oestreich“, Klenke, „das (dreibändige) deutsche Gespenst“, von Sternberg dagegen ein illustriertes „Tutu.“ Die „Urania“ den andern Taschenbüchern voraus bringt neue Novellen von Auerbach, Guskow, Sternberg, Therese, Gerstäcker zc. und die Theaterliteratur daneben ist für diese Saison zahlreicher denn je mit Originalarbeiten ausgerüstet. Da ist der „deutsche Leinweber“ von Storch und Adami schon als Drama eingerichtet, da bietet Schücking als Lustspiel eine satirische Posse „Anno 1760 oder die Belagerung von Graßlingen“, Feldmann als Verspottung der Lindwuth „Ein Mädchen vom Theater“, Benedix, ein harmloses, in geschickter Schürzung von Situationen erheiterndes kleines Lustspiel „der Better“, Berger, Verfasser der „Bastille“ und „Marie von Medicis“, einen „Jean Bart“ als Lustspiel, Gustav Freitag ein geistvolles, interessantes Schauspiel „die Valentine“, Guskow ein sorgfältig gearbeitetes Stück aus dem Judenthume „Uriel Acosta“, welches außer seiner dramatischen Führung noch den besonderen Reiz eines dogmatischen, für die jezige Zeit namentlich anziehenden Themas, darbringen wird, Bauernfeld zwei neue Lustspiele, Friedrich Salm ein noch ungenanntes Stück, dessen Beendigung täglich zu erwarten steht. Steht dies nicht wie erfreulicher Reichthum aus! Und so Manches ist noch unterwegs, oder mir noch nicht bekannt, wie „das Pfand der blauen Schleife“, dem Gerüchte nach von einem Herrn von Buttlig, ein reizendes Interesse darbieten soll. Der Lyriker und Epiker gedenke ich dabei noch gar nicht, und erwähne nur beiseit, daß von Nordmann ebenfalls ein Band Gedichte unter der Presse, daß Moriz Hartmann mit Beendigung eines zweiten Bandes beschäftigt und nur um einen Titel in Sorgen ist, da „Kelch und Schwert“ einzig bleiben soll und

„Neuere Gedichte“ als zu geographisch nicht beliebt ist, daß endlich Alfred Meißners Ziska Außerordentliches verspricht.

Bei der Morgenröthe hat Alles ein verheißungsvolles Ansehen. Betrachten wir nun Einiges unter nüchterner Beleuchtung.

Edward Boas. Die Sammlung seiner „Schriften“ ist auf zwölf Bände angelegt, und die zwei ersten liegen vor uns. Der erste „heitere Novellen“ betitelt, enthält drei Erzählungen, von denen „der Buchbinder“ und „Benno's Jugendleben“ einen eigenen und nicht uninteressanten Charakter des Erzählens darstellen. Sie wollen Zustände in größerem Umkreise, zum Beispiele Handwerkerleben schildern, und einen Charakter entwickeln, an welchem sich typisch unser jetziges Faustleben spiegelt. Faust fragt heutiges Tags nicht mehr nach jenseitigen Dingen, sondern er fragt: was soll man nach absolvirten Studien werden, um leidlich glücklich zu sein, Held oder Doctor, Künstler oder Privatmann? Dies Thema behandelt die zweite Novelle, und es ist der Boasschen Weise nachzurühmen, daß sie sich durch die doctrinäre Absicht nicht in doctrinäre Durchführung einspannen läßt. Die Entwicklung des Benno eilt munter und natürlich von Genrebild zu Genrebild in's Leben hinein und befriedigt unsre Anforderungen, bis wir an die letzte Höhe kommen. Von dieser macht der Autor ein zu wohlfeiles Zugeständniß an die alltägliche Form der Erzählung. Genügt uns indessen auch der Ausgang nicht, der Weg hat uns angesprochen, und ich glaube wohl, daß das große Lesepublicum viel Antheil nehmen kann, an den Boasschen Formen. Der Buchbinder ist in der That eine durch Einfachheit wohlthunende Geschichte. Es mag an ihr zu tadeln sein, daß sie durch ausführliche Schilderung des Handwerkerlebens in der Einleitung auf einen Kreis sich stützt, welcher für die eigentliche Erzählung nicht nöthig und noch weniger Kern und Mittelpunkt ist; aber man nimmt diese Romantik der Handwerksburschen gern in den Kauf. — Der zweite Band bringt die „Pepita“, welche sich schon zahlreiche Freunde erworben, und bringt unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Italienerinnen“ mehrere solcher annuthigen Epen, deren schalkhafte Gattung Edward Boas als etwas ganz Originales ansprechen darf.

Schücking's „Eine dunkle That“ ist Zeugniß eines geistvollen Autors und ausgestattet mit manchem guten Detail. Gegen das Ganze bin ich in einer ungünstigen Stellung, insofern mir die romantische Art der Erzählung veraltet und uninteressant erscheint. Die Motive kommen hinten nach! Dies ist mit einem Worte die Form die-

ser romantischen Erzählungsweise. Auf Geheimnissen herumzutanzeln ehe man weiß, ob diese Geheimnisse der Rede werth sind, das ist ein Verlangen, über welches nur eine große Genialität der Darstellung hinwegbringt. Ich finde dann auch diesen Romanband da am besten, wo der Verfasser in der Mitte des Bandes ein hinreichendes Stück Boden vor uns aufgedeckt hat und nun gezwungen ist, mit benannten Größen in natürlicher Entwicklung zu verfahren. Schücking wird seine schönen Kräfte viel ergiebiger verwerthen, wenn er sich entschließt, seine Erzählungen beim Anfange anzufangen. Die dunkle That spielt übrigens in Westphalen und im vorigen Jahrhunderte. Sie besteht in der Beseitigung mehrerer Kinder durch ein rachsüchtiges Frauenzimmer und ist längst geschehen, als die Helden und Heldinnen des Romans einander begegnen. Sie ist also nur ein Hintergrund, welcher uns als solcher nicht besonders lockt und welcher eigentlich nur zur Erklärung dient, nicht aber zu dramatischer Bewegung.

Von den drei Damen, welche uns Romane bringen, erlaube ich mir nur über eine, die Gräfin Hahn, ein Urtheil. Die andern beiden, Louise Mühlbach und Caroline von Göhren, begegnen sich in Formen der Darstellung, welche meiner Empfänglichkeit zu weit abliegen. Von Louise Mühlbach, die sehr fleißig producirt, habe ich sehr lange nichts gelesen und ich muß gestehen, daß dieser „Roman in Berlin“ einen großen Fortschritt der Verfasserin neben frühern Büchern bekundet. Das Thema selbst, Berliner Zustände und Figuren, die sich nach allen Seiten durchkreuzen und vor zwei Jahren Berliner Geheimnisse betitelt worden wären, ist mit Sicherheit angefaßt und in guter moralischer Absicht so ausführlich angelegt, daß es eine breite Behandlungsweise verträgt. Dies wird gewiß von einem großen Theil des Publicums dankbar anerkannt werden. Für mich ist diese Breite der Zustände und Charaktere nur dann genießbar, wenn ihr die geistige Energie eines Sue auch große Stärke verleiht. Ohne solche Energie der Fassung werde ich das Mißbehagen nicht los, eine romantische Statistik vor mir zu haben, die mir nicht hinreichend Statistik ist, weil sie eben romantisch sein will, und nicht Roman genug, weil sie auf Statistik Ansprüche macht. — Noch übler ist mein Verhältniß zu der „Adoptivtochter“ von Caroline von Göhren. Dieser Roman ist die Ausführung des dritten Abends aus Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder.“ Es ist ein gar mißlich Ding, etwas in zwei Bände auszudehnen, was schon eine kurze gute Form gefunden hat. Die Verfasserin hat denn auch offenbar ein ganz anderes Publicum vor Augen, als uns Schrift-

steller, und sie muß darauf bestehen, daß ihr Buch von anspruchstosen Damen beurtheilt werde.

„Sibylle,“ ein neuer zweibändiger Roman der Gräfin Sahn, ist dagegen an uns gerichtet. Ihn dürfen und müssen wir näher betrachten. Obenein werden die Leser und Leserinnen dieser geistreichen Frau immer schwieriger und unsicherer in ihrem Urtheile, und seit dem vorletzten Romane, Clelia Conti, der allerdings nicht leicht Jemand befriedigen konnte, grollt die Unzufriedenheit mit dieser Schriftstellerin so laut, als ob sich die Entthronung eines frühern Liebings in's Werk setzen wollte. Sibylle wird deshalb bereits härter angelassen, als recht sein mag; sie ist um nichts schwächer, als ein früherer Roman; im Gegentheile, sie ist besser als Clelia Conti und manches andere Buch der Verfasserin. Das abfällige Urtheil erklärt sich nur daher, daß die Leser jetzt erst zu der Einsicht kommen, welche dem Kritiker längst vor Augen lag, zu der Einsicht, daß Form und Inhalt dieser Verfasserin sehr schmal ist und auf die Länge nicht genügen kann. All' diese Romane sind Variationen desselbigen einzigen Thema's und Variationen innerhalb derselben Figuren. Je öfter das wiederkehrt, desto ärmer erscheint es. Auch in Rücksicht auf Gedanken; nicht daß es an Gedanken fehlte — nein, diese werden immer zahlreicher, aber immer dünner, immer kraftloser, weil sie fortwährend von derselben Wurzel abgeschält werden. Klänge es nicht zu wunderbar, so könnte man das Bild einer Zwiebel zur Versinnlichung gebrauchen. Haut um Haut wird abgelöst, bis man auf Häutchen um Häutchen kommt. Man liest jetzt schon Seiten lang, ohne irgend einen Eindruck zu erhalten, weil die Folgerungen und Betrachtungen bis zur Unscheinbarkeit dünn gehäutet sind, und weil auch die Verfasserin augenscheinlich zu handwerksmäßig täglich schreibt. Statt mit Sparsamkeit in ihrem ausgeleerten Kreise den etwa noch übrigen Rest zusammenzudichten, zerstreut sie ihn durch tägliches Ausspinnen. Statt auf Composition zu denken und vermittelst der zwei oder drei Gedanken, um welche sich der Roman bewegt, glücklich zu täuschen, wird sie immer schlaffer in der anfänglichsten Form, in der biographischen. Diese chronologisch hinschleppende Form hat ohnedies den Uebelstand, neben der Hauptfigur alle andern Figuren nur in dürftigem Profil zu zeigen, Alles immerfort nur in der einen Beziehung darzubieten. Es ist befremdlich, daß eine so kluge Frau in der eigentlichen Kunst so gar nichts lernt, als ob sie in dem einen Punkte durchaus mit Herrn von Sternberg harmoniren müßte. In Betreff der Sprache selbst hat sie sich übrigens um einen Grad gebessert: der Jargon

gesellschaftlichen Ausdrucks mit der „Auréole,“ mit dem „illustre“ und „magnifique“ ist in diesem Romane ziemlich beseitigt, wenn auch keineswegs ganz. Das muß ihr auch sehr schwer werden, da sie abgeschlossen lebt und nur den immerwährenden Scheltworten von außen nachgibt, nicht aber selbst empfindet, daß dieses Kauderwelsch von schlechtem Geschmacke sei.

Sibylle erzählt ihre Lebensgeschichte. Sie ist eben wieder ein weiblicher Faust, der nicht lieben kann. Der Anfang dieses unvermeidlichen Thema's ist mit frischer Kraft geschrieben und lockt. Dann versinkt das Buch in die herkömmlichen Spinnweben des einen Gedankens: der liebenswürdige Gatte genügt nicht, der Freund „captivirt“, aber überwältigt nicht, auch dann nicht, als der Gatte gestorben ist und der Freund treue Ansprüche zeigt. In dieser Gegend wird das Buch geradezu langweilig. Sibylle gibt endlich nach und heirathet Othbert und wird von diesem untreu behandelt. Wie sie diese Untreue auffaßt, der Schluß des ersten Bandes — das ist genial gedacht und empfunden und lockt uns in den zweiten Band, obwohl wir uns eingestehen, daß für einen zweiten Band nichts vorbereitet ist und Alles aus dem Nichts neu geschaffen werden muß. Das gelingt denn auch nicht, obwohl der Musiklehrer Fidelis, dessen tiefe Liebe zu ihr jetzt in den Vordergrund tritt, eine schöne Gestalt ist. Wir wissen bereits zu gut, daß er dieser „immensen, aber leeren Seele“ Sibyllens keine eigentliche Liebe abgewinnen kann; wir sind durch die uninteressante biographische Form zu sehr auf eine bloße Begräbnißgeschichte vorbereitet und als diese traurige Entscheidung mit Fidelis eingetreten ist, sind wir wiederum ohne fortdrängenden Lebenskeim des Romanes und des Endes herzlich bedürftig. Dieselben Modulationen ein und desselben Gedankens gähnen uns an, wir sind geneigt, Blatt für Blatt zu überschlagen, bis ein neuer Liebhaber auftritt, den Sibylle für den Liebhaber ihrer Tochter hält. Wie immer in diesen Büchern, haben wir reisen und reisen, es mit diesem und jenem Orte versuchen, viermal, fünfmal neu anknüpfen und in Ermangelung einer Einheit „allendlich“ denn auch wieder in einem Bauerhause der Schweiz kurz vor dem Ende des Buches einen neuen Roman anheben müssen. Dieser neue Roman mit dem „bewilderten“ Wilderich ist für den Grundgedanken der Sibylle sehr gut gedacht: weil Sibylle nicht lieben kann, verkennt sie Wilderich's Liebe zu sich, glaubt ihre Tochter geliebt, zieht ihre Tochter in so falsche Hoffnung hinein und vernichtet ihr Kind dadurch, daß das Mißverständnis an den Tag kommt.

Dies ist Sibylle, deren Inhalt einen interessanten, ja tragisch-ein-  
 dringlichen Roman gegeben hätte, wenn er in einem Bande und mit  
 den Hilfsmitteln der Erzählungskunst geschrieben worden wäre. Ich  
 bin weit davon entfernt, in die Vorwürfe einzustimmen, daß dies mo-  
 derne Frauenthema von Frauen dargestellt, eine verderbliche Einseitig-  
 keit in unserer Literatur errichte. Ich halte es im Gegentheil für ei-  
 nen Gewinn, daß dies Thema erörtert und daß es von Frauen erör-  
 tert werde, welche erstlich neue, uns Männern nicht erreichbare Ge-  
 sichtspunkte und Empfindungen einführen. Aber ich leugne nicht, daß  
 wir hiermit bereits auf dem Punkte angelangt sind, welcher eine Ver-  
 armung und Verwässerung in spitzfindigen Ausführlichkeiten mit sich  
 bringt, und daß einem Talente, wie dem der Gräfin Hahn, eine en-  
 gere und strengere Fassung nöthig wird, wenn diesem ganzen Frauen-  
 wesen ein dauerndes Plätzchen in der Literatur gesichert werden soll.  
 Mit Ausnahme der Gesellschaftsworte, welche im literarischen Style  
 durchaus als Ungeschmack erscheinen, möchte ich auch den einzelnen  
 Wortneuerungen deutschen Ausdrucks nicht so entgegentreten, wie dies  
 vorherrschend geschieht. Dergleichen Neuerungen müssen der Eigen-  
 thümlichkeit gestattet werden, und wenn auch vielleicht „allendlich“ und  
 „bewildert“ nicht aufgenommen werden, so soll man doch solch eine  
 Quelle der möglichen Bereicherung nicht verstopfen. Die Mittelmäßig-  
 keit braucht freilich keine neuen Ausdrücke, weil sie nicht eigen denkt  
 und nichts Neues zu sagen hat. Wer aber dazu getrieben ist, dem  
 soll das Herkommen nicht spöttisch entgegen gehalten werden. Das  
 Unpassende findet von selbst keinen Zugang, also auch keine Dauer.

H. L.